

Fränkisches Ausstellungsleben 1956

Von Heiner Dikreiter

Jahrelanges Mühen um die Verlebendigung der mainfränkischen Kunst des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart beginnt so langsam seine Früchte zu tragen. Und dies nicht nur für Mainfranken, sondern auch noch darüber hinaus für den gesamtfränkischen Raum.

Was noch vor 2 Jahren mit einer Ausstellung fränkischer Künstler in Ansbach ein schüchterner Anfang war, dem unmittelbar hernach im Rathaus zu Fürth die Fortsetzung folgte, wächst sich nun aus zu einer schon seit Jahren, ja Jahrzehnten geforderten wahrhaft repräsentativen Schau über drei fränkische Landesteile, getreu der Hoffnung Michael Georg Konrads, daß die Bildwerkkunst Frankens doch noch einmal zu einem gebieterischen Einfluß in den deutschen Landen kommen möge.

Ohne die sehr dankenswerte Arbeit des „Bundes fränkischer Künstler“ mit den alljährlichen Ausstellungen auf der Plassenburg bei Kulmbach zu erkennen, muß ein Hauptverdienst an dieser größeren Sammlung der künstlerischen Kräfte Frankens doch den beiden städtischen Galerien Nürnberg und Würzburg zugesprochen werden, die durch ihre laufende Ausstellungstätigkeit immer wieder erneut sowohl vergessene wie lebende Meister Frankens in das rechte Licht rücken, neben der allgemeineren Arbeit der Kunst unserer Tage überhaupt zu dienen durch Einbeziehung von Künstlern anderer Landesteile.

Nur so kann und wird unser Heimatboden wieder reiche Früchte tragen, wenn der Künstler merkt, daß er nicht mehr allein steht, daß er eine starke Rückendeckung hat, nicht nur bei seinen eigenen Berufsorganisationen, sondern auch bei offiziellen Amtsstellen, denen die Pflege des künstlerischen und kulturellen Lebens unserer Heimat eine ebenso heilige Pflicht sein muß, wie das hingebungsvolle Schaffen unserer Künstler für ihre engere Heimat. Nur allzulange standen unsere Künstler allein, ohne diesen förderlichen und wärmenden Schutz, und keine Überraschung mehr wäre es hier festzustellen, daß sich viele unserer begabtesten Künstler aus Franken im deutschen Land verloren hatten, daß sie kaum mehr in der Erinnerung bei ihren Heimatgenossen lebten und leider auch gar zu oft selbst jede Bindung zum Geburtslande verloren hatten.

Nicht zuletzt durch die stützende Arbeit der vorhin genannten Galerien ist doch nun vieles besser geworden. Doch bedarf es noch vieler, hingebungsvoller Arbeit, um die Frankenkünstler draußen und die in der Heimat zu einer einheitlichen Gemeinschaft zusammenzufassen.

Wie gesagt: Die Anfänge sind getan und ein wirksamer Helfer für das weitere ist neuerdings in dem „Berufsverband bildender Künstler Unter- und Oberfrankens“ erstanden, dem sich in Bälde wohl auch noch die Künstler Mittelfrankens anschließen werden.

So, und nur so wird auch unsere fränkische Kunst wieder zu einem gebieterischen Einfluß kommen, losgelöst von lokalpatriotischen Provinzialismen und gelegentlichen Eifersüchteleien oder von durch nichts berechtigten lokalen Dicktuerien, wie wir sie in der Vergangenheit leider nur allzuoft erleben mußten.

Erfreulich, daß dies nun endlich der Vergangenheit angehört, und daß nunmehr der Wille zu einer förderlichen Gemeinschaft die Oberhand gewonnen hat, was in diesem Jahre gleich in drei wesentlichen Ausstellungen seinen Ausdruck fand. Einmal im Frühjahr in Bamberg in der „Ausstellung Ober- und Unterfrankens Künstler“ in der neuen Residenz, wo die Unterfranken in großer Anzahl ihren Oberfränkischen Künstlerkameraden eine auch von der Kritik sehr anerkannte Hilfestellung leisteten, und dann weiterhin im Juni-Juli mit der Schau „Fränkischer Künstlerpersönlichkeiten um 1800 bis 1930“ in der „Fränkischen Galerie am Marientor“.

Zusammengetragen waren hier in sorgsamer Auswahl aus der Nürnberger Sammlung und der Städtischen Galerie Würzburg als Leihgeberin (Würzburg stellte nahezu die Hälfte aller Kunstwerke) genau gerechnet 358(!) Werke verstorberner fränkischer Künstler von denen ein Großteil erst wieder „ausgegraben“ und damit der Vergessenheit entrissen wurde.

Den Werken der Nürnberger stellte die Ausstellungsleitung (Direktor Dr. Schwemmer) bewußt zahlreiche Arbeiten aus Mainfranken, besonders Würzburg und seiner Umgebung gegenüber, das sich hierbei als bedeutendes Kunstzentrum von besonderer Eigenart erwies. (Katalogvorwort).

Staunte man hier schon über die reiche Fülle des Gebotenen, auf dem fränkischen Heimatboden Gewachsenen, über den Reichtum vieler begnadeter Begabungen, dann mehrte sich dieses Staunen erst recht wenige Wochen später an gleicher Stelle beim Besuch der „Fränkischen Kunstaustellung 1956“, in der die lebende fränkische Kunst ihre Ausbreitung fand. Obwohl schon aus räumlichen Gründen fast $\frac{3}{4}$ der aus allen drei fränkischen Kreisen eingesandten Arbeiten von der Jury zurückgewiesen werden mußten, kamen doch nahezu 200 Bildwerke zur Sammlung und Ausstellung, und auch hier war es, neben Nürnberg, vor allem Würzburg, besser Mainfranken, das qualitätsbestimmend in Erscheinung trat, was mit Zeichen mehr dafür ist, wie lebendig sich gegenwärtig die künstlerische Regsamkeit der Kunstschaffenden in Franken anläßt.

Von diesem allerorten spürbaren künstlerischen Auftrieb getragen, wird sich mehr und mehr die fränkische Gesamtschau in der Zukunft auswachsen zu einem alljährlich zu veranstaltenden Überblick über die Frankenkunst aller 3 Kreise und damit zu einem echten künstlerischen Wetteifer, der unserer Kunst und den Künstlern nur dienlich sein kann.

Friedrich August Nagel zum 90. Geburtstag

Von Gottlieb Schwemmer

Wenn ein Forscher von der Bedeutung Friedrich August Nagels achtzig Jahre seines Lebens hinter sich gebracht hat, so geziemt es sich wohl, das Halbdunkel des Wenigbeachtetseins mindestens für diesen Augenblick zu erhellen und auf eine Lebensarbeit hinzuweisen, die beispielhaft genannt werden darf. Indessen scheint es nicht so leicht, den Menschen von heute verständlich zu machen, worin das eigentliche Verdienst Nagels liegt. Denn eine Zeit, die mit ständiger Unruhe immer nur darauf wartet, welche Fortschritte uns morgen überraschen werden, wird für die Arbeit eines Mannes, dessen Auge auf den Bildern der Vergangenheit ruht und der seine Aufgabe darin sieht, das bauliche Erbe der Vergangenheit zu bewahren, soweit als möglich zu schützen und für die Nachwelt zu erhalten, nur schwer das nötige Verständnis aufbringen.

Inwiefern, so wäre hier zu fragen, ist nun das Zurückblicken auf eine vergangene, eine ruhende Welt, das Schützen- und Bewahrenwollen der angeblich so hohen Güter unserer Vergangenheit notwendig und unentbehrlich? Auf welche tiefere Begründung stützt sich die Aufgabestellung Nagels, wie kommt er dazu, in einer Zeit des Fortschritts und des rationalen Denkens und Tuns, die nur noch das Nützliche, ja das augenblicklich Nützliche kennt und gelten läßt, und die auf alles Nutzlose nur ironisch blickt? In der Tat ist unsere Zeit wenig geeignet, hier richtig zu urteilen, weil wir im allgemeinen kein Organ mehr haben für Werte, die einem seelischen Bedürfnis dienen oder aus einem solchen Bedürfnis stammen. Trotzdem ist eine Antwort nicht zu umgehen, damit der Standpunkt aufgezeigt werden kann, von dem aus das Werk Nagels gewürdigt werden muß und seine eigenartige Bedeutung gewinnt.

Zunächst ist zu sagen, daß der Widerspruch zwischen Seele und Ratio ja nichts Neues ist. Seit den Tagen der Romantik hat man sich in zunehmendem Maße gegen den rationalen Geist der Aufklärung zur Wehr gesetzt und es hat den Anschein, als sei dieser Urwiderspruch heute in ein neues Stadium eingetreten. Der Geist der Aufklärung ist der Geist des Fortschritts, des kausalen und zweckhaften, vom Nutzen bestimmten Denkens und Wollens, der Technik usw., er ist damit der Vergangenheit, der Geschichte durchaus abgeneigt, er ist geschichtsfeindlich. Die dunklen Räume der Vergangenheit, aus denen uns die Bilder und Symbole einer untergegangenen Welt rätselhaft anblitzen, sie sind dem modernen Menschen unerwünscht, am liebsten würde er eine so wenig zweckmäßige und begreifbare Welt abschaffen, und der letzte Weltkrieg als ungeheuerliche Äußerung des rationalen Denkens und Tuns hat diese Aufgabe ja nach Kräften erfüllt, so sehr, daß mit der unsinnigen Symbolvernichtung der letzten Jahrzehnte nun auch die großen Inhalte aus unserem Bewußtsein zu verschwinden anfangen. Zwar ist die historische Wissenschaft mehr als je bemüht, gerade alles Anfängliche und kaum Gekannte sichtbar zu

machen, aber es ist ein Unterschied, ob die Produkte der wissenschaftlichen Forschung oder die von den Ahnen geformten Bilder und Symbole der Heimat uns ansprechen und bewegen, unsere seelische Welt ernähren und kräftigen.

In der Tat haben wir hier den eigentlichen Sinn einer Beschäftigung mit der Vergangenheit vor uns. In ihr, in den aus der Vergangenheit aufbewahrten Formen, Bildern und Inhalten ist uns die nährende Substanz erhalten, deren wir heute so sehr bedürfen. Nicht die Schönheit der alten Symbole, so sehr sie auch immer mit Recht gerühmt wird, sondern die inhaltserfüllte Form, die bedeutungsträchtige Gestalt ist es, aus der wir leben und uns seelisch ernähren. Wo, nach einem alten Gesetz, dem Unsichtbaren in uns ein entsprechendes Sichtbares außer uns nicht mehr antwortet, wo, anders gesagt, dieses Innere nicht durch ein Äußeres, eben das Symbol, bestätigt wird, da sterben auch die inneren, die sogenannten schöpferischen Lebenskräfte ab und der letzte Weltkrieg hat, wie schon gesagt, diese Aufgabe mit einer teuflischen Konsequenz durchgeführt. Wir mußten schon deshalb aufgeklärter, flacher, steriler werden, weil die mahnenden Bilder der Vergangenheit uns nicht mehr anschauen, weil wir nicht mehr unter dem Schutz dieser Bilder standen. Und mag auch nach den Gesetzen des Wirtschaftlichen das Vorrecht des Materiellen und Mechanischen vor den Bildern des Seelischen sich tausendfach durchgesetzt haben, so können wir doch, ob wir darum wissen oder nicht, auf die ursprünglichen, die jugendlichen Bilder des Lebens nicht verzichten. Um es im Beispiel zu sagen: eine alte Bauernscheune ist, das mag den meisten grotesk klingen, frischer und jugendlicher, ist in einem höheren Betracht jünger als eine hochmoderne Villa, die nach den allerneuesten, hygienischen, technischen, wirtschaftlichen und ästhetischen Gesichtspunkten erbaut wurde. Was sie, die Scheune, in so wohltuender Weise nicht hat, ist die harte und leblose Exaktheit des Technischen, ist der Eindruck der auf das Sparsame bedachten Sorge, genau das, was das Alter so peinlich charakterisiert. Denn das, was den Werken der Vergangenheit einen so unnachahmlichen Zauber verleiht, was uns erfrischt und nährt, das Element, aus dem, wie der Dichter sagt, die Seele den Atem zieht, es stammt aus der Fülle eines unbekümmerten Tuns und Bauens, aus jener Seelenkraft, die unter dem Anhauch des Rationalen noch nicht erstorben ist.

Ich wollte sagen: wer, wie Nagel, die Bilder der Vergangenheit, ihrer Siedlungen, Häuser und Innenräume, ihrer Gärten und Schlösser aufbewahrt hat, Bilder, die unter der zerstörenden Einwirkung einer industrialisierten, nur auf Nutzen bedachten Gegenwart immer mehr verschwinden, wer diese Bilder aufnimmt, photographisch oder zeichnerisch und für die Zukunft bewahrt, der hat uns, hat der Zukunft ein Geschenk gemacht, das zu würdigen zwar nicht jedem Beliebigen gegeben ist, für das aber die Berufenen das höchste Interesse bezeigten sollten, indem sie nicht müde werden, auf Bedeutung und Sinn einer solchen Leistung aufmerksam zu machen, wohl wissend, daß sie damit dem echten Leben dienen. Unsere Zeit ist eine Epoche des abnehmenden Lebens,

weil sie geradezu selbstmöderisch alle erdenkbaren Methoden der Selbstvergiftung betreibt und anwendet. Daß hier die Gegenkräfte zur Gesundung des Seelischen aufgerufen werden müssen, sollte keiner Erwähnung bedürfen. In Nagels Werk ist ein solcher Aufruf enthalten und spürbar. Die sonst völlige Nutzlosigkeit seiner Bilder, seiner Photos und seiner Zeichnungen ist, recht besehen, eine Tat von hoher Zielsetzung: die Menschlichkeit, die jugendliche Gesundheit längst untergegangener Geschlechter lebt in diesen Bildern weiter, lebt in ihnen wieder auf. Man spürt, daß es noch eine andere Welt gibt, als die des geschwächten, weil mechanisierten Lebens, man erkennt die Welt einer ursprünglicheren, einer genialen Einfachheit, man spürt das Medium und die Mundart, das geheimnisvolle Fluidums echten Lebens. Dieses Leben hat sich, so ist man versucht zu sagen, in Nagel ein Organ geschaffen, um wieder zu Wort zu kommen, denn die Gefahr ist groß, daß es bald völlig verstummt sein wird. Es werden nicht viele sein, die sich der Tatsache bewußt sind, daß es heute, „in den Stromschnellen einer jäh vorwärts und abwärts eilenden Zeit“ nicht darauf ankommen kann, dessen Tempo, eine Art Schlußgeschwindigkeit, wie es schon Kierkegaard empfand, auch noch zu verstärken, sondern alles zu tun, um es zu verlangsamen. Das ist freilich nur solchen Menschen zu tun möglich, die nicht so sehr auf ihren privaten Vorteil sehen, sondern auf das Ganze, auf die gefährlichen Entwicklungstendenzen unseres Volkes, das begeistert in den Sumpf des Fortschritts hineinwatet.

Und so erscheint es notwendig, noch Einiges über die Arbeit, über das Arbeitsethos Nagels zu sagen. Von frühester Jugend an hat er die Atmosphäre seiner Vaterstadt und ihres fränkisch-oberpfälzischen Umlandes in sich aufgenommen, bald schon versucht er, als Lehrer zu wirken und die Jugend auf das von ihm erkannte Echte und Wahre aufmerksam zu machen. So wird er Schriftsteller, weniger weil er wollte, sondern weil er mußte. Hunderte von Artikeln schreibt er für Zeitungen und Zeitschriften, dazu Broschüren und Bücher, deren Erscheinen freilich unter der Ungunst der Zeit zu leiden hatte, sodaß erst jetzt, mehr als vierzig Jahre nach dem ersten Erscheinungstermin sein Hauptwerk über die berühmten Gärten von St. Johannis, selbstverständlich umgearbeitet und gekürzt, gedruckt werden kann, nachdem der erste Druck durch den Ausbruch des ersten Weltkrieges in den Anfängen stecken geblieben war. In Nürnberg, wo er Zeit seines Lebens ansässig war, begann er sein anderes großes Werk, sein Denkmalsarchiv: im Verlauf eines halben Jahrhunderts wurden über 17 000 photographische Einzelaufnahmen gemacht, fast durchwegs von Bauwerken, baulichen Einzelheiten und Denkmälern, die heute nicht mehr vorhanden sind, und im Zusammenhang damit zahlreiche wissenschaftliche Einzeluntersuchungen über alle denkbaren Fragen Altnürnb ergs und seiner Geschichte verfaßt. Aus seiner unermüdlichen Archivtätigkeit gewann Nagel Einsicht in ein Planmaterial, das bis dahin in den Akten der Nürnberger Archive unbekannt geschlummert hatte. Auf Grund der dort aufgefundenen Pläne, die der reichsstädtischen Baubehörde durch viele Jahrhunderte hindurch

vorgelegt werden mußten, läßt sich die Geschichte des Bauernhauses im Nürnberger Gebiet bis ins 13. Jahrhundert zurück verfolgen und darstellen (was dann Dr. Helm durchgeführt hat), ein in der ganzen Geschichte des Bauernhauses einmaliges Faktum.

Zum Schluß kann ein Hinweis nicht unterlassen werden. Es leuchtet ein, daß mit einer solchen Lebensarbeit kein Geschäft zu machen war. Nagel lebte mit seiner Familie immer am Rande des wirtschaftlich gerade noch Erträglichen. Das ist zur Not möglich bei voller Gesundheit und Arbeitskraft, das hört auf, wenn das hohe Alter seine Ansprüche geltend macht, obzwar die erstaunliche Arbeitskraft Nagels, der Jahre lang ohne Feiertag, ohne Urlaubsruhe seinem Werk mit einer echten Besessenheit gedient hat, dem zu widersprechen scheint. Nun ist Nagel selbst, so könnte man sagen, ein lebendiges Archiv der Nürnberger Baugeschichte und ehe er nicht alles zu Papier gebracht hat, was er und nur er an Einzelkenntnissen besitzt und was im Bombenangriff vom August 1943 großenteils zerstört wurde, hat er, nicht gerade menschlich aber sachlich geschen, kein Anrecht auf einen sogenannten Ruhestand. Dafür liegt freilich die Verantwortung nicht bei ihm, sondern bei den Stellen, denen die Stadt Nürnberg noch etwas anderes zu bedeuten hätte als ein gut funktioniegender Wirtschaftsorganismus. Möchten diese Stellen neben vielen anderen auch ihrer Verpflichtung gegen den hochbetagten Betreuer ihrer alten Stadt sich bewußt sein — und es ist hohe Zeit, daß hier etwas geschieht — damit auch sie das von sich sagen können, was Nagel trotz aller Misere seines Daseins von sich und sich zum Trost mit den Worten des Dichters sagen mag:

Manches Herrliche der Welt
Ist in Krieg und Streit zerronnen,
Wer beschützt und erhält,
Hat das schönste Los gewonnen.

Hermann Dollinger 50 Jahre

Der Sendeleiter des Studio Nürnberg des Bayerischen Rundfunks, Dr. Hermann Dollinger, vollendete kürzlich sein 50. Lebensjahr. In Nürnberg geboren, besuchte er dort die Schulen und studierte an der Universität Erlangen Deutsche Sprache und Literatur, Kunst- und Theatergeschichte. Nach seiner Promotion zum Dr. phil. war Dollinger zunächst als Journalist (u. a. war er auch gelegentlicher Mitarbeiter des Erlanger Tagblattes), Theaterkritiker und Schriftleiter der „Fränkische Monatshefte“ tätig. Das Hessische Landestheater in Darmstadt verpflichtete Dr. Dollinger als Dramaturg und Spielleiter; Mainz berief ihn zum Intendanten. Nach fünfjähriger Wirksamkeit dortselbst kehrte Dr. Dollinger im Jahre 1950 als Sendeleiter des Nürnberger Studio wieder in seine Vaterstadt zurück.

Der Märchendichter aus dem Spessart

Valentin Pfeifer wurde 70 Jahre alt

Am 24. Juni konnte der Heimatschriftsteller Valentin Pfeifer seinen 70. Geburtstag feiern. Der Mann, der durch seine Erzählungen, Märchen und Sagen aus dem Spessart und über Volks- und Brauchtum über die Grenzen der Heimat hinaus bekannt geworden ist, kann auf ein reicherfülltes Leben zurückblicken, in dessen Mitte der Spessart stand.

Wenn Valentin Pfeifer erzählt, steht eine vergangene Zeit wieder auf. Die offenen Herdstellen in den Stuben der Spessarthäuser rauchen, Flachs wird gebrochen und die Spinnräder surren. Man sieht den Buben Pfeifer als Ministrant in der Kapelle des sagenumwobenen Schlosses Oberaulenbach und man findet ihn an der Seite des Barons von Haxthausen bei der Suche nach prähistorischen Gräbern.

Für die Jugend war er lange Jahre im Spessart als Lehrer tätig und hat jedes Angebot nach außerhalb abgelehnt. Aus dem Spessart kam Pfeifer später nach Aschaffenburg, hier hat ihm der Krieg sein Haus und einen großen Teil seiner persönlichen Habe zerstört. Das Werk aber ist geblieben und gerade heute, in der Zeit des Lärms und der Unrast, hat es vermehrt etwas zu sagen. Die „Spessartmärchen“ sind wohl das bekannteste Buch, das Valentin Pfeifer herausgegeben hat. Daneben aber gibt es noch eine Reihe anderer Bücher und Broschüren, die den Namen Valentin Pfeifer tragen und die alle etwas gemeinsam haben: Sie erzählen vom Spessart, berichten von dem Land, den Leuten, dem Brauchtum und von der Väter Sitte. Sie haben ihre Ursprünglichkeit und ihren Glanz über die Jahre weg bewahrt. Die äußere Welt Valentin Pfeifers ist klein geworden, die innere Welt aber, die er geschaffen und beschworen, die leuchtet noch und gibt die Gewissheit, daß wahres Volksgut unsterblich ist. Valentin Pfeifer wurde in Sommerau im Landkreis Obernburg geboren. Sein Vater war Bauer auf einem Gut, das schon ein paar hundert Jahre im Familienbesitz war. In Sommerau wuchs der Bub im Kreise von sechs anderen Geschwistern heran. Er war zwar der jüngste von allen, aber auch der aufmerksamste und schon als Kind begann er sich Aufzeichnungen zu machen. In Sommerau gab es einen „Dorferzähler“, zu diesem ging an langen Winterabenden die Jugend. Es war die Zeit des Spinnstubenzaubers, den Valentin Pfeifer später in einer Erzählung so schön wieder hat auflieben lassen.

Eine andere Quelle für seine Erzählungen war seine Mutter. Sie nimmt in Pfeifers Leben eine besondere Stellung ein und ihr widmete er auch sein erstes Buch „Was Mutter erzählte“, das 1913 erschien. Das Buch begründete die Stellung des Dichters Pfeifer. Er ist diesem Werk immer treu geblieben. Die Art seiner Erzählung hat sich kaum gewandelt. Immer ist es die Mutter, die der Dichter beschwört, eine gütige und herbe, echte Spessarter Gestalt.

Nach dem Erscheinen des ersten Buches war Pfeifer eine lange Zeit still. Nur die nächsten Freunde wußten, daß er am Werke war, Brauch und Sitte der Spessarter gründlich zu durchforschen. Nach der Jahrhundertwende hat Val. Pfeifer eine beispiellose Arbeit in dieser Hinsicht geleistet, meist sogar neben seinem Beruf. 1909 trat er innerhalb seines Lehrberufes seine erste Stelle in Faulbach an. Später war er in Stadtprozelten, Michelbach, Rück-Schippach, Waldaschaff und Aschaffenburg als Lehrer tätig.

1930 erschien sein nächstes Buch „Das Jahr des Bauernbuben“ und jetzt folgten die anderen Bücher „Aus grünem Heimatgrund“, „Ein Abend im Spessartdorfe“, „Volkstum und Brauchtum im Spessart“, „Heldin Liebe“ und viele andere.

Allen seinen Geschichten haftet das an, was viele Spessarter auszeichnet: Lautere Charaktere, Stille, Bescheidenheit. In ihnen spricht Deutschlands schönster Märchenwald, Mespelbrunn, das Wirtshaus im Spessart, die Burgen, Ruinen und Schlösser.

„Was die Mutter mir erzählte“. Wenn Valentin Pfeifer diese Worte sagt, dann steht ein seltsam gütiger Glanz in seinen Augen, und fast ist man geneigt, in ihm wieder den kleinen Waldbauernbuben zu sehen, der von den Lippen der Mutter die Sagen und Märchen ablas. Mit seiner leisen, lebhaften Stimme plaudert er aus seinen Erinnerungen zuweilen mit halbgeschlossenen Augen in sich hineinschauend und dann plötzlich leicht auflachend: „Ach ja, das denkt mir auch noch . . .“ — „. . . daß es in meinem Dorf noch um 1890 eine offene Feuerstelle gab, mit einem Rauchabzug oben darüber in den Kamin. Auch die Spinnstuben hab' ich noch gekannt, wo Frauen und Mädchen alle Abende abwechselnd reihum zusammenkamen. Als Junge hab' ich oft den Frauen auf der Wiese beim Flachsbrechen zugesehen und beim Rösten in einer Grube. Wenn bei uns Spinnstube war, hat meine Mutter in den Rastpausen erzählt. Etwa 200 Märchen und Sagen aus ihrem Schatz, den sie von ihrem Vater übernommen hatte, hab' ich später aufgeschrieben. Denn mein Großvater, der alte Pfeifer, war der Ortserzähler.“

Als ich verheiratet war, hat mir meine Mutter — das hat mich immer so tief gerührt — noch einen ganzen Ballen Leinwand als Gabe gebracht. Mein Vater hat den Flachs gebaut, die Mutter hat ihn gehechelt und gesponnen, und ich hab' auf der Bleiche das Leinen selber mit gegossen. Aus dem letzten Rest davon hab' ich mir in der Notzeit nach dem ersten Weltkrieg eine Joppe machen lassen. Die trag' ich noch. Dem Schneider, der damals zum Trachtenverein gehörte, hab' ich dafür das Bandhäubchen von meiner Mutter vermacht, da hat er mir die Joppe gemacht.“ Das Bandhäubchen ist der Mittelpunkt in einem seiner Märchen. Auch die Flachsheckel spielt eine Rolle, die dem armen Mann von seiner Frau auf den Buckel gewünscht wird. „Da ist die Mutter krummbucklig in der Stube herumgelaufen und hat uns Kindern vorgemacht, wie das aussieht, wenn einer immer mit der Flachsheckel auf dem Rücken laufen muß.“

„Unser Dorf war tiefreligiös. Vielleicht gerade darum hielt sich dort noch Aberglauben aus vorchristlicher Zeit. Meine Mutter hat mich noch ‚gebraucht‘, wenn mein Auge entzündet war. Die Beschwörungsformel hieß da: Schußblase, geh’ aus dem Auge, vom Auge in das Fleisch, vom Fleisch in die Adern, von den Adern in die Haut, von der Haut in den wilden Wald, wo du Mensch und Vieh nicht mehr schaden kannst! Das geht auf frühere Beschwörungsformeln der alten Germanen zurück, weil man sich die Krankheit als einen Dämon dachte, den man vertreiben müßte. Aber wenn die Entzündung nicht wegging, gingen wir zur Ammebas. Die hat mir die Hand aufs Auge gehalten, ein Kreuz gemacht und einen Segen gesprochen. Dann hat sie noch in mein Auge hineingehaucht. Viele solche Sagen habe ich gesammelt. Man sieht darin deutlich, wie das christliche Moment unwissentlich mißbraucht worden ist.“

„Wir haben zu unseren Eltern noch Ihr gesagt. Manchmal hat mich die Mutter hinunter an den Bach geschickt, fließendes Wasser schöpfen, aber schöpf’ abwärts, sagte sie, und sieh zu, daß du unberufen heimkommst! Und ich hab’ mich dann außenherumgeschlichen, daß mich niemand anrufen konnte, hab’ aber nie gewagt zu fragen, wozu sie das Wasser brauchte. An Neujahr, als ich noch klein war, nahm mich die Mutter abends in ihr Bett: Heut’ schlafst du herein zu mir, hat sie gsagt, damit du mir morgen früh gleich zuerst Neujahr anwünschst! Denn wenn einem ein weibliches Wesen als erstes Neujahr wünschte, brachte das kein Glück. Drum wünschte sie auch selber dem Vater nicht zuerst Neujahr, sondern um 12 Uhr wurde ich wachgerüttelt mitten in der Nacht und habe beiden Eltern Neujahr gewünscht, und dann erst wünschte es die Mutter auch dem Vater an.“

„Auf Ostern wurden alle Eier, die von den Hühnern am Gründonnerstag gelegt waren, für den Sonntag aufgehoben. Dann aß jeder eins, und wenn es nicht genug waren, wurden sie geteilt. Denn das Gründonnerstags-Ei galt als Heil-Ei, damit man sich im kommenden Jahr nicht verhebt. Meine Mutter hielt an all diesen Bräuchen noch fest, auch wenn wir lachten und mein Vater dazu lächelte; er hat sie aber gehen lassen, auch wenn sie in den zwölf Nächten mit einem Löffel und Wacholder und Kohlchen drin durch Haus und Ställe ging, selber ängstlich und bischen beschämkt vor uns und betulich meinte: Da wird die Luft auch besser.“

Diesem uralten Brauchtum, dessen ursprünglicher Sinn oft längst verloren ist, war Valentin Pfeifer zeitlebens auf der Spur. Auch Schnacken und Schnurren hat er ungezählte gesammelt. Er gewann überall Einblick und kümmerte sich vor allem um die aussterbenden Berufe: Köhler, Daubholzmacher, Faßbinder, Besenbinder und Holzführleute und alle, die im und vom Wald leben. Heute ist in den Spessart die große laute Welt mit all ihren Neuerungen gekommen. Die Dorferzähler sind verschwunden, der Spinnstuhenzauber ist vorbei, die Romantik von einst verblüht. Valentin Pfeifer aber zeigt mit seinem Werk den Zauber der Heimat und das Glück der Stille.

Der Volkstanz - für Bühne und Tanzboden

Von Hans Beier

Bei ländlichen Tanzunterhaltungen konnte ich immer wieder die Beobachtung machen, daß die Stimmung ganz gewaltig ansteigt, wenn der einzige in meinem Dorfe noch lebendige Volkstanz, der „Marschwalzer“, getanzt wird. Warum? Weil beim Volkstanz im Gegensatz zum modernen Gesellschaftstanz das Gemeinschaftsgefühl viel stärker angesprochen wird. Während der moderne Gesellschaftstanz erfahrungsgemäß die Stimmung einer Gesellschaft zerstört, wird diese durch einen gemeinsam getanzten Volkstanz erhöht. Sind die modernen Gesellschaftstänze ein Vergnügen zu zweit, bei dem sich die Paare mehr oder weniger rücksichtsvoll einen Weg durch das Durcheinander in der grauen „Masse“ suchen, tanzt man beim Volkstanz meist im Kreise, dem Sinnbild der Gemeinschaft. Beim Tanze schwingt der ganze Körper mit im Rhythmus der Musik bzw. des Gesanges. Welch ein Ausgleichssport, welch eine wunderbare Gymnastik für unsere, die ganze Woche oft schwer arbeitenden Burschen und Mädchen. Soll aber der Volkstanz mit Recht seinen Namen tragen, so muß er wieder vom ganzen Volk getanzt werden. Warum gelang es aber bisher nicht, die Volkstänze am ländlichen Tanzboden einzubürgern? Weil man versäumt hat, die ländlichen Kapellen mit der Volkstanzmusik auszustatten. Erst wenn diese die Volkstänze wieder als Einlagen bei den Tanzveranstaltungen spielen, werden sie von der Jugend wieder ernst genommen werden. Je länger wir aber in der Schule und in den Jugendgruppen die Volkstänze üben, ohne den Sprung auf den ländlichen Tanzboden zu wagen, desto schwerer wird es, ihn dort einzubürgern. Immer mehr und immer stärker wird sich nämlich bei den Erwachsenen die Meinung herausbilden, daß die Volkstänze eben nur für die Schuljugend passen. So ist heute allgemein die Meinung verbreitet, daß Gedichte bei ländlichen Feiern nur Schulkinder aufsagen dürfen. Es kostet bereits viel Mühe, Erwachsene für den Vortrag eines Gedichtes zu gewinnen. Eine ähnliche Einstellung konnte ich bereits auch schon beim Volkstanz feststellen.

Welche Folgerungen ergeben sich aus diesen Tatsachen? Wir brauchen, nachdem wir zunächst auf bodenständige Volkstänze zurückgreifen wollen, ein fränkisches Volkstanzheft, wie es die Niederbayern, Oberbayern und sogar die Heimatvertriebenen bereits längst haben. Zu dem Heft muß aber, und das erscheint mir sehr wichtig, ein eigenes Heft mit den Blasmusiksätzen kommen. Es ist erfreulich, daß der Heimatpfleger der Regierung von Unterfranken in Zusammenarbeit mit dem Frankenbund und dem Bayerischen Rundfunk, Studio Nürnberg, die ersten Schritte in dieser Richtung unternahm.

Anmerkung der Schriftleitung:

Das Heft „Fränkische Volkstänze“ ist bereits in Vorbereitung.



Dem vor 10 Jahren verstorbenen Guido Hartmann zum 80. Geburtstag

Von Gustav Stadelmann

Vor 80 Jahren, am 9. Mai 1876 erblickte Oberpostinspektor Guido Hartmann, der unermüdliche Streiter für die kulturellen Belange Aschaffenburgs und des Untermaingebietes in A'burg das Licht der Welt. Von einer glühenden Begeisterung für die Heimat durchdrungen, bemühte er sich unablässig für die Freilegung der damals vollkommen verputzten Fachwerkbauten, für die Erhaltung der Urwaldbestände des Spessarts, die Rückgewinnung des Stiftsarchivs und vor allem für die Rückführung der zu Beginn des Jahrhunderts nach München verschleppten Prachtstücke der ehemals kurmainzischen Gemäldegalerie. Zahllosen Veröffentlichungen in der Tagespresse und einer Anzahl von ihm einberufenen Protestversammlungen war schließlich ein beachtenswerter Erfolg beschieden. Eine ganze Anzahl der entführten Gemälde wurden uns zurückgegeben. Einige der Hauptwerke freilich, darunter der Rembrandt-Christus, zwei Bilder von Aert de Gelder und zwei von Kobell verblieben in der Pinakothek, ein bitterer Verlust für eine verhältnismäßig kleine Sammlung. Eine späte Frucht von Hartmanns Bemühungen konnte erst vor wenigen Jahren eingebracht werden, als das berühmte Aschaffenburger Triptychon nach längeren Verhandlungen der A'burger zuständigen Stellen mit München in die Stadt, in der es dereinst geschaffen worden war, zurückkehrte. Leider war es H. nicht mehr vergönnt diesen Triumph zu erleben.

Beachtenswert war auch die schriftstellerische Tätigkeit des Verstorbenen. Er gab eine umfangreiche Monographie über die Gemäldesammlung, ihre Geschichte, ihren Bestand und namentlich über unsere Rechtsansprüche, die niemals in Vergessenheit geraten dürfen, heraus. Weitere Veröffentlichungen betreffen Matthias Grünewald, den Kardinal Albrecht von Brandenburg und die Literatur des Spessarts. Das Werk jedoch, das Hartmanns Namen weit über den Bereich der engeren Heimat bekannt machte, war sein in fünf Auf-

Das Gnodstädter Gnadenbild

Die „Altfränkischen Bilder“, deren ausgezeichneter Betreuer nun schon seit Jahren Prof. Dr. Dr. Wilhelm Engel ist, haben stets für den Leser und Betrachter überraschende Genüsse bereit. In der vorliegenden 55. Folge ist es vor allem die seltsame Geschichte und Wiederentdeckung (für Franken) des alten Gnodstädter Gnadenbildes der Madonna mit dem Kind, das sich jetzt, freilich viel verehrt und zahlreichen Gläubigen eine vertraute Zuflucht,

im Konvent der Düsseldorfer Dominikaner wiederfand! Es ist eine liebenswürdige Darstellung der Himmelskönigin mit dem Kind auf dem linken Arm und einer Birne in der rechten Hand. Engel hat das historische Material ausführlich zusammengetragen, und vielleicht gibt vor allem seine Bemerkung, daß Gnodstadt seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zum brandenburgisch-ansbachischen Amt Creglingen gehörte und dort seit 1474 der Onkel Tilman Riemenschneiders, Nikolaus Riemenschneider, Pfarrer war, einen Hinweis.

lagen erschienenes Heimatbuch „Aus dem Spessart“. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses Buch, dem wir kein zweites entgegenzustellen haben, nochmals einen Verleger finden würde, der es mit einigen Abänderungen und guten Abbildungen versehen zur Belehrung der Jugend, zur Erbauung der Besucher und Freunde unserer Landschaft neu herausgabe. Es wäre dies kein verfehltes Unternehmen.

Daneben war Hartmann auch ein feinsinniger Dichter, der uns unter anderem mit dem köstlichen Gedichtbändchen „Auf der Sehnsucht Schwingen“ beschenkte. Universitätsprofessor Alfred Dyroff schrieb darüber: „Hartmann hat ernstes Streben, feines Formgefühl, bildende Kraft, tiefes Gefühl und wie Hölderlin ‚Traum und Tränen‘.“ Nicht minder anerkennend hat der Kunstschriftsteller Richard Braungart diese Verse beurteilt: „Die Gedichte Hartmanns enthalten viel Schönes, Strophen, die unwillkürlich aufhorchen lassen, da sie uns die Stimme eines Dichters hören und erkennen lassen. Die Sprache ist von großer Plastik und gesättigtem Wohlaut.“

Hartmann zählte zu den Mitbegründern des Aschaffenburger Geschichtsvereins und war außerdem langjähriges Mitglied des Frankenbundes, dessen hiesiger Ortsgruppe er eine Reihe von Jahren tatkräftig vorstand. Er war Ehrenmitglied beider Vereine.



Professor Dr. Helmut Weigel 65 Jahre

Am 26. Oktober vollendete Universitätsprofessor Dr. Helmut Weigel sein 65. Lebensjahr. Als Erforscher der Geschichte des Fränkischen Reiches und Ostfrankens hat sich Helmut Weigel große Verdienste erworben; wichtige Aufsätze aus seiner Feder, in angesehensten wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht, sind unvergessen. Durch seine Forschungen über die fränkischen Königshöfe und die Heerstraßen des merowingisch-karolingischen Reiches hat Weigel die Altstraßenforschung wesentlich gefördert. Dem Frankenbund steht der Jubilar besonders nahe, und daher nehmen wir an seiner Geburtstagsfeier herzlichsten Anteil. Seit Jahren hat er für unsere Zeitschrift Frankenland wertvolle Beiträge geliefert, ganz besonders die große Aufsatzerie „Frankens Werden und Wesen“, und ist Bibliothekar des Bundes. Sehr viele Bundesfreunde aber gedenken besonders auch der trefflichen Führungen Weigels auf Studienfahrten des Bundes und der frohen Geselligkeit dieses echten Franken. Möge er in seinem Heim zu Erlangen an der Seite seiner Gattin rüstig wie bisher noch sehr viele gesunde und an wissenschaftlichen Erfolgen gesegnete Jahre vollbringen!

Peter Schneider

Erdbeben vor 600 Jahren

Von August Sieghardt

Im November 1955 erfuhr man durch die Presse, daß bei der Umgestaltung der ehemaligen Blasius-Kapelle im Burggarten zu Rothenburg o. d. Tauber Fresken aus der Zeit um 1400 freigelegt wurden. Heuer sind es auch 600 Jahre, daß die Burg durch ein Naturereignis zerstört wurde. Aus beiden Anlässen dürfen die folgenden Ausführungen die Aufmerksamkeit unserer Leser finden. Der Verfasser hat über die Burg und ihre Zerstörung schon vor längeren Jahren geschrieben; er bezieht sich im Folgenden auf Wesentliches seiner damaligen Ausführungen.

Der Herausgeber

Die Stadt Rothenburg besaß früher eine großartige Doppelburg, die in der Geschichte der freien Reichsstadt eine erhebliche Rolle spielte. Die Burgstelle ist das westliche Ende der Höhe, auf der sich die Stadt ausbreitet, ein Vorsprung, um den sich das Tauberflüßchen in weitem Bogen herumschlängelt. Die Burg selbst steht nicht mehr. Da, wo ihre Mauern und Türme ragten, breiten sich gepflegte Anlagen. Nur ein hohes, aus dicken Quadersteinen gebautes Haus, dessen altersgraue Mauerflächen fast schermüdig auf den Beschauer wirken, steht baumbeschattet auf dem ehemaligen Burgplatz. Es ist die Kapelle der Hl. Blasius, Fabian und Sebastian, deren Inneres jetzt eine Sammlung von Steindenkmälern der Stadt und ihrer Umgebung enthält.

Von der Entstehung der Burg gibt uns keine Urkunde zuverlässig Zeugnis. Wir wissen nur, daß sie erstmals für das Jahr 804 erwähnt wird und zwar als Sitz des mächtigen Adelsgeschlechtes der „Grafen von Rothenburg“, als deren erster ein Gumbertus genannt wird; man hat ihn für personengleich mit jenem Gumbert gehalten, der zu Ansbach das Kloster und nachherige Gumbertusstift gegründet hat. Die Sage weiß noch anderes und zum Teil viel Früheres zu erzählen. Nach ihr wäre z. B. der eine Teil des Schlosses, die sogenannte Hinterburg, zu Beginn des 5. Jahrh. von einem Frankenherzog Pharamund erbaut worden. Sie stand an der Westseite über dem schroffsten Abhang; der gesonderte Zugang führte durch ein festes Tor an der Südseite, auf dessen Grund man 1627 nach Zumauerung des Torwegs ein kleines Bürgerschießhaus errichtete, das heute dem Städtischen Burggärtner als Wohnung dient. Diese Hinterburg war im 10./11. Jahrh. Wohnsitz der Grafen von Rothenburg-Comburg, deren Stammhaus sie bildete. Im Jahre 1144 ging sie an die Küchenmeister von Nortenberg (heute Ober- und Unter-Nordenberg nö. Rothenburg) über, die hier als staufische Burgvögte saßen. Sie hatten die Hinterburg als freies Eigen.

Das Hauptbauwerk der Hinterburg, die man auch „Neue Burg“ nannte, war der angeblich von jenem Pharamund erbaute „dicke“ oder Pharamundsturm. Er stand nahe der südwestlichen Mauerecke, aus starken Buckelquadern errichtet. Merian hat ihn in seiner Topographie im Jahre 1648 mit abgebildet. Dieser Turm, der das älteste Bollwerk des Schloßberges darstellte, wurde

1806 von einem kgl. bayer. Weginspektor, der von Heimatschutz keine Ahnung hatte, ohne triftigen Grund abgetragen und seine Steine zu Straßenbauten verwendet.

Die Vorderburg, auch „alte Burg“, „Reichsveste“, „Reichshofstatt“ genannt, lag gegen die Stadt zu und bestand aus einem Turm sowie einigen Gebäuden. Sie wurde 1142 durch König Konrad III. errichtet, der sie zum Sitz staufischer Franken- und Schwabenherzöge bestimmte. Vom Jahre 1190 ab wurde sie von kaiserlichen Vögten verwaltet. An der nördlichen Mauer befand sich das ehemalige Kaiserliche Landgericht, wo der Reichsrichter mit 12 Schöffen auf steinernen Sitzen unter einem von 6 Säulen getragenen Dach sein Amt ausübte. Auch dieser denkwürdige Bau fiel vor 150 Jahren der Zerstörungswut eines kgl. bayer. Beamten, der ihn „unschön und uninteressant“ fand, zum Opfer.

Den beiden Burgen zusammen war ein seltsames Schicksal beschieden. Im Jahre 1356 wurde Süddeutschland von einem sehr starken Erdbeben erschüttert, das im Jura allein über 60 Burgen niederlegte. Es hat auch hier die beiden Burgen fast ganz zerstört. Was noch stehengeblieben war, trat König Wenzel 1383 und 1397 an die Stadt Rothenburg ab. Dabei verlangte der König, daß der vom Erdbeben verschonte Gebäudeteil, das sogenannte „Hohe Haus der Herzoge“ von den Bürgern wieder hergestellt und dauernd erhalten werde.“ Er forderte „die Kapelle“ — so heißt es in einer alten Handschrift — „die sampt dem Altar sogar verfallen sey, daz man Gottesdienst darin lange Zeit nit gehabt habe, wieder zu bauen, die hofstatt dazu zu raumen und in die Kapell ein ewig Meß zu stiften.“ Die Bürger erfüllten des Königs Gebot; sie wandelten 1400 das Haus in eine Kapelle der obengenannten Heiligen um und errichteten die Ewigmesse. Aber die Ratsherren der freien Reichsstadt, denen die kaiserliche Burg stets ein Dorn im Auge gewesen war, gaben sich mit diesem Zustand nicht zufrieden. Im Jahre 1425 erbaten sie sich von Kaiser Sigismund die Erlaubnis, die Ruinenreste vollends niederzureißen, und er gestattete es ihnen. Was bis zum Anfang des 19. Jahrh. stehen blieb, wurde oben schon gesagt.

Dicht neben der Burgkapelle, an seiner West-Seite, wurde vor rund 130 Jahren ein in die Felsen gehauenes Verlies gefunden, das oben zugewölbt und mit einem einzigen Stein verschlossen war. Man darf annehmen, daß an die West-Seite ein Wohnbau angebaut war, auf den auch zwei zugemauerte rundbogige Türen schließen lassen.

Von den geschichtlich beglaubigten Besitzern der Burg ist noch zu sagen, daß der letzte Graf von Rothenburg, Heinrich, schon 1108 starb, worauf das Schloß an das benachbarte Stift Comburg bei Hall überging. Dort liegt Graf Heinrich auch begraben. Bald erhielt die Burg nebst der dazugehörigen Herrschaft Kaiser Heinrich V. als Erbgut. Dieser belehnte 1116 seinen Neffen Konrad mit dem Herzogtum Franken und mit Rothenburg. Als Konrad 1138 den Königsthron bestieg, baute er 4 Jahre später die genannte Vorderburg

als Reichsveste. Sein Sohn Herzog Friedrich IV., das „Kind von Rothenburg“, wurde in diesem neuen Schloß erzogen. Nach seiner Vermählung mit Gertrud, der Tochter des Herzogs Heinrich des Löwen, nannte sich Friedrich „Herzog von Rothenburg und von Weinsberg“ und hielt, veranlaßt durch seinen großen Reichtum, auf der Burg glänzenden Hof. Er sammelte auch auf der Burg 600 Bewaffnete, die er seinem Vetter, Kaiser Friedrich Barbarossa, für dessen Römerzüge zur Verfügung stellte. Nach seinem 1168 zu Rom erfolgten Tod ging die Burg und Stadt und Herrschaft auf Kaiser Friedrich und seine Nachkommen über. Wenn sie schließlich in den Besitz der freien Reichsstadt kam, so nicht zuletzt auf Betreiben ihres gewaltigen Bürgermeisters Heinrich Topler, dessen Gedenkstein den ehemaligen Schloßhof zierte.

Schriftleitung: Über die eingangs erwähnte Freilegung mittelalterlicher Fresken im „Hohen Haus“ berichten wir an anderer Stelle dieses Heftes.

Die Tagung des Bundesbeirates 1956

findet am Sonntag, den 11. November in Würzburg statt. Die Mitglieder des Bundesbeirates erhalten noch gesonderte Einladung. Anträge wollen bis 6. November an die Hauptgeschäftsstelle, Würzburg, Kroatengasse 10 gerichtet werden.

E. A. Sator

Bundesgeschäftsführer

Fahrt des Frankenbundes 1957

Wie auf dem Bundestag 1956 beschlossen und auf der Studienfahrt ins Württembergische Franken bekannt gegeben, wird der Frankenbund im nächsten Jahr das Grab Karl des Großen zu Aachen, die Heimat Siegfrieds zu Xanten und andere für die fränkische Geschichte bedeutsamen Gegenden und Orte am Niederrhein besuchen. Auf diese Fahrt, die sich etwa mit der nach Kärnten 1939 vergleichen lassen, sei hiermit zum ersten Mal aufmerksam gemacht. Sie wird natürlich nicht 3 bis 4, sondern 7 bis 8 Tage umfassen müssen, selbstverständlich während der großen Ferien, wird also eine Ferienreise darstellen. Die gründliche Vorbereitung dieser Angelegenheit wird schon im Spätjahr 1956 eine Sorge der Bundesleitung und des Wanderwartes sein. Über den Stand dieser Vorbereitungen wird unsere Zeitschrift die Bundesfreunde laufend unterrichten.

Die Bundesleitung

Der Wanderwart

Das Germanische Nationalmuseum Nürnberg

zeigt in den Monaten Juli bis Oktober 2 Ausstellungen:

„Weberi, Nadelwerk und Zeugdruck. Deutsche textile Volkskunst“ u.
„Alte Musik und ihre Instrumente.“

Wir dürfen besonders auf den umfassenden und einmaligen Charakter der Textilschau hinweisen.